

JAN ABELE

» Ich glaub,
ich bin **JETZT**
WARM genug
angezogen «

**Warum wir (meistens)
am besten wissen, was
gut für unsere Kinder ist**

Eden
BOOKS

könnt gar nicht früh genug anfangen, eure Kinder um ihre Meinung zu bitten! Das unterstützt sie in ihrem Selbstwertgefühl und bestärkt sie darin, ein respektiertes Mitglied der Familie zu sein. Natürlich nur so lange, wie Eltern die Entscheidung der Kinder respektieren. Es gilt der Grundsatz: Frage nie, wenn du die Antwort nicht hören willst. Denn natürlich gibt es Lebensbereiche und Entscheidungen, die Kinder nicht überblicken können. Ich würde meinem Sohn zum Beispiel nicht die Wahl seiner Schule überlassen.

»Willst du lieber mit deinen Freunden Lukas und Tom auf der Grundschule gegenüber eingeschult werden oder mit Nele und Jonas auf die Montessori-Schule gehen?«, wäre absolut keine sinnvolle Frage, weil er nicht ermessen könnte, wofür oder wogegen er sich da entscheidet (außer für diese oder jene Freunde). Was er morgens anziehen will, darf er dagegen schon bestimmen, auch wenn sein Geschmack, was Farbkombinationen anbelangt, manchmal sehr zu wünschen übrig lässt.

In die Frage, was wir zusammen kochen oder am Wochenende unternehmen wollen, beziehen wir unseren Sohn selbstverständlich ebenfalls mit ein. Warum auch nicht? Das sind Dinge, die er überblicken kann. Und es gibt für jede Altersstufe Gelegenheiten, in denen man seinen Kindern die Chance auf Mitspracherecht einräumen kann. So saß eine Bekannte von mir zum Beispiel mit ihrer eineinhalbjährigen Tochter gern an der Bushaltestelle vor ihrer Haustür und schaute dem Verkehr zu, so wie andere Kinder gern »Baggergucken« gehen. Als eines Tages einmal der nächste Bus hielt und sich die Türen öffneten, stieg die Kleine kurzerhand ein. Die Mutter hätte das Kind nun zurückreißen können, weil sie ja gerade an der Haltestelle saßen und nirgendwo hinwollten und sie vielleicht in der Zeitung gelesen hatte, dass man Kinder zu Egomane erzieht, wenn man ihnen die Führung überlässt. Stattdessen stieg sie mit ein, und beide fuhren ein paar Haltestellen, bis das Kind wieder ausstieg, in einen wildfremden Bäckerladen spazierte und auf ein Brötchen in der Auslage zeigte. »Da-da!« Mama gab nach und kaufte das Brötchen.

Hat meine Bekannte ihre Tochter damit überfordert und verwöhnt oder ist das Kind heute deswegen aufmüpfiger als andere? Sie versichert mir, dass es nicht so ist, sondern dass das Kind im Gegenteil ein Nein, wo es notwendig ist, viel eher akzeptiert, wenn es zuvor häufiger mal ein Ja gehört hat. Und, was vielleicht noch wichtiger ist: Es fühlt sich ernst genommen.

Zurück in meine Kindheit, wo viele Erwachsene davon ausgingen, dass Kinder keine Gefühle haben, die man verletzen könnte. Eine besonders nachhaltige Demütigung war in diesem Zusammenhang das sogenannte Haltungsturnen, das genau das meinte, was es hieß: Schüler mit Schäden im Bewegungsapparat, erkennbar an ihrer krummen und schiefen Haltung, mussten zweimal in der Woche nach Schulschluss eine Sportstunde extra abhalten, angeleitet von Frau Knaufhalter, die grundsätzlich ein Gesicht machte, als sei Haltungsturnen das Letzte, was sie sich von ihrer Karriere als Turnlehrerin erträumt hatte. Für uns Schüler war allein schon das Gefühl, nur deshalb nachsitzen zu müssen, weil man ein paar körperliche Macken hatte, nicht förderlich für das Selbstwertgefühl. Zumal wir Ballerinas tragen mussten, auch die Jungs.

Noch schlimmer allerdings war das vorangegangene orthopädische Casting, das alle Kinder durchlaufen mussten. Wir wussten ja, dass die Auserwählten dieser demütigenden Fleischschau die Verlierer sein würden, weshalb ich inständig hoffte, keinen noch so kleinen Haltungsschaden aufzuweisen. Diese Hoffnung währte nicht lange, zumal ich aufgrund meines Nachnamens der erste Schüler war, der in das Zimmer der Schulärztin gebeten wurde. Dort saß Doktor Gnadenlos, glatte, straff zurückgekämmte Haare, stechender Blick, kein Lächeln. Unterstützt wurde sie von unserer Schulsekretärin sowie von Maria, unserer jungen Referendarin, und einigen mir unbekanntem Personen, die man in solchen intimen Momenten nicht gern um sich haben mag.

»Stell dich dort an die Wand, bitte schön«, sagte Doktor Gnadenlos mitleidsfrei und drückte meinen Brustkorb mit ihren Fingerknöcheln ein. »Kielbrust«, rief sie der Schulsekretärin zu, und ich rätselte, ob das eher gut oder eher schlecht war. »Nach vorne beugen«, forderte Doktor Gnadenlos, und als ich nicht tief genug runter kam, half sie nach, indem sie mit ihrer kalten Handfläche den Hinterkopf weiter nach unten drückte. »Ausgeprägter Buckel«, urteilte sie. Ich hörte nur das laute Tippen der Schreibmaschine, weil sich mein Kopf noch immer im eisernen Griff von Doktor Gnadenlos befand. Schließlich wurden meine Füße mit einer scharfen metallenen Zange vermessen, die aussah, als könnte man damit im Handumdrehen ein Dutzend Schweine schlachten. Nachdem sie meine Füße in diesem Werkzeug des Grauens fixiert hatte, drehte sich Doktor Gnadenlos auf ihrem quietschenden Stuhl zur Schulsekretärin um und wies sie an, unter den Punkt »Gelenk- und Fußschäden« »Fehlstellung nach innen« zu notieren sowie

unter den Punkt »Besondere Merkmale« »Plattfüße«.

Maria sah beschämt weg, während die Schulsekretärin beim Tippen Silbe für Silbe »Platt – fü – ße« murmelte, bevor sie den Bogen aus der Schreibmaschine zog und ihn mir halbwegs lächelnd aushändigte.

Als ich aus dem Behandlungszimmer trat, kamen viele meiner Schulkameraden auf mich zu und fragten aufgeregt, wie es gelaufen sei. »Ich glaube, ich habe es geschafft«, antwortete ich und hatte von nun an zusammen mit vier anderen Mitschülern Dienstag und Donnerstag ein verlängertes Schulprogramm, das auf einem geblühten Handtuch in der Schulsporthalle stattfand, auf dem ich Übungen machte, die bei Jane Fonda irgendwie cooler wirken.

Ich hatte als Kind aber nicht nur mit der Motorik meine Probleme, sondern fiel auch nicht als Blitzmerker auf. In meinem Abschlusszeugnis der zweiten Klasse vermerkte die Lehrerin, dass mir leider eine gewisse Zerstreutheit anhängig sei, was den Gesamteindruck trübe. Tatsächlich schaffte ich es einmal, mit einigen Klassenkameraden auf dem Heimweg von der Schule der Einzige zu sein, dem nicht auffiel, dass er keinen Schulranzen trug.

»Was lacht ihr denn immer?«, wollte ich wissen, doch keiner gab mir die richtige Antwort.

»Wo ist dein Ranzen?«, fragte meine Mutter, als ich zu Hause ankam. Da erst fiel mir auf, dass ich ihn vergessen hatte. Bei Schulaufführungen versammelte ich alles, was wichtig ist, wenn man bei einem Theaterstück mitwirkt. Einsatz, Text, sogar das Anziehen des Kostüms. Beim Krippenspiel als Josef hatte ich mir den Umhang so über den Kopf gezogen, dass es aussah, als säßen zwei Marias um das Jesuskind. Das war aber auch egal. Sobald sich der Vorhang öffnete und die Scheinwerfer mich anstrahlten, leerte sich aufgrund der Nervosität mein gesamtes Hirn wie auf Knopfdruck. Ich hätte in solchen Momenten nicht erklären können, was ich hier tat, geschweige denn, ob ich ein Mensch, ein Tier oder eine Lampe war.

Leider gehörte ausgerechnet ein so fahriges und vergessliches Kind wie ich zu denjenigen, die damals für sämtliche Beschwerden, die ein Kinderarzt überhaupt attestieren kann, eine bestimmte Prothese benötigten. Schon bevor Helmut Kohl sie salonfähig machte, trug ich eine Brille im selben Stil wie er Jahre später als Kanzler. Meine oberen Vorderzähne begannen sich bereits frühzeitig in Bugs-Bunny-Stellung zu formieren, weshalb ich als Grundschüler eine, ach was, zwei Zahnklammern verordnet bekam; eine für oben und eine für unten. Beide mussten

mit kleinen Gummibändern miteinander verbunden werden, die einem a) beständig die Zungenränder aufscheuerten und b) dazu führten, beim ruckartigen Lachen die obere Zahnklammer mit einem Knallgeräusch auf sehr schmerzhaft Weise von der Zahnreihe zu ziehen, in der sie verankert war. Beides, Brille und Klammer, waren dauernd verschollen, und bei Letzterem hielt sich meine Motivation, sie schnell wiederzufinden, stets in Grenzen. Das Gesamtpaket rundete eine Art Fessel ab, die ich nachts tragen musste, weil ich mit einer sogenannten Fehlstellung der Füße auf die Erde kam, die angeblich nur dadurch korrigiert werden konnte, dass meine Füße in orthopädisch erwünschter Position fest auf eine Art Brett geschnallt wurden, das es mir unmöglich machte, mich im Bett zu drehen, geschweige denn nachts unfallfrei aufs Klo zu gehen (was nur in konzentrierten Schlusssprüngen gelungen wäre). Man hätte mich damals nur mit Goldfarbe einsprühen müssen, um eine täuschend echte C-3PO-Kopie zu erhalten.

Damalige Ärzte, und damit sind Kinderärzte nicht ausgenommen, zeichneten sich durch eine Gefühlskälte aus, die man heute nicht mehr für möglich halten würde. Als meine Mutter zum ersten Mal mit meinem gerade geborenen Bruderlein zur Kinderärztin ging, kommentierte Frau Doktor Pauke sein Erscheinungsbild mit einer zu jener Zeit wohl üblichen medizinischen Sachlichkeit, dass es sich bei ihm um ein ziemlich fettes Weib handele (was zumindest bezogen auf die Geschlechtsbestimmung angreifbar erschien). Und unser schmallippiger Orthopäde Doktor Klobingscheid, ein ehemaliger Sanitätsarzt mit Minderwertigkeitskomplexen, die in Zusammenhang mit seiner Größe (circa 1,55 Meter) stehen mussten, der Tugenden wie Verbindlichkeit und Menschenfreundlichkeit eher skeptisch gegenüberstand, erklärte tonlos, dass für den Fall, dass ich die Fußschiene nicht vernünftig trüge, mir nur eine Operation bliebe: »Die Beine einmal schräg durchsägen und die Knochen in richtiger Stellung wieder annageln.«

So ist zu erklären, dass ich monatelang ohne zu murren im Schlusssprung ins Bett hüpfte, obwohl mich zwischen den Kissen Alpträume erwarteten, in denen Doktor Klobingscheid und eine Kettensäge entscheidende Rollen spielten.

Zum Glück werden heute viele der früher gängigen orthopädischen Maßnahmen bei Kindern als überflüssig angesehen. In dreißig Jahren hat sich die Kindermedizin enorm entwickelt, und zwar nicht nur zugunsten des Gesundheitszustands der heutigen Kinder, sondern auch was die Behandlungsmethoden betrifft. Die

berücksichtigen heute viel stärker die Bedürfnisse von Kindern, die wiederum als Patienten viel ernster genommen werden als früher. Zahnsparren sind heute keine eisernen Masken mehr, Kassenbrillen haben Style, auf Kinderkrücken prangen SpongeBob-Motive. Und hätte es den Erdbeersaft schon gegeben, den mein Sohn bei Schmerzen und Fieber bekommt statt dieses widerlichen milchig-rosafarbenen Brechmittels aus meinen Kindertagen, wäre ich ein Fanboy von Kinderkrankheiten gewesen. Solche medizinischen Verbesserungen drücken eine Wertschätzung gegenüber Kindern aus, die es früher nicht gab.

Wenn ich heute mit meinen Eltern über Kindererziehung spreche, dann sehe ich, dass wir die gleiche Zielsetzung haben und hatten: Sie wie ich wollen, dass unsere Kinder zu empathischen, eigenständigen und verantwortungsbewussten Menschen heranwachsen. Allerdings habe ich andere Vorstellungen darüber, wie der Weg dahin aussieht; wie man also ein Kind erzieht, damit es glücklich und gleichzeitig selbstständig wird, wie viel Nähe ihm gut tut und wo man ein Kind besser mal allein etwas versuchen lassen sollte oder es auch mal scheitern lassen muss. Beide Familien, die, in der ich groß wurde, und die, in der ich ein Kind großziehe, sind sich in diesen Punkten nicht immer einig. Woran liegt das?

Meine Eltern, die dem »Glücken« eher kritisch gegenüberstehen und der Auffassung sind, Kinder sollten frühzeitig von der Leine gelassen werden, brachten ihre eigenen Biografien mit in die Familie, die sie gründeten. (So wie das bei meiner Frau und mir heute zwangsläufig ebenfalls ist.) Man kann sich gar nicht dagegen wehren, jeder ist Kind seiner Zeit, und diese Biografien prägen eben auch unsere Vorstellung von Erziehung. Meine Eltern entstammen einer Generation, die unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs aufwuchs. Es gibt heute viele Bücher und Filme über jene Kinder, die noch die Trümmerbahn durch die Stadt fahren sahen und in Bombenruinen Räuber und Gendarm spielten und ihre Eltern im Alltag eher selten zu Gesicht bekamen.

Die Fünfzigerjahre werden heute sehr ambivalent wahrgenommen. Zum einen waren es die Anfangsjahre einer Demokratie mit freiheitlicher Verfassung, die eine direkte Folge des und Antwort auf den Nationalsozialismus war. Ein befreites Land, das einen beachtlichen Wirtschaftsaufschwung erlebte, dessen Einwohner aber lange noch nicht befreit waren von den Kriegserlebnissen und von den Schuldgefühlen wegen der unfassbaren Verbrechen vieler Deutscher. Sie waren